

Frau Muttersprache

Osnabrücker Diskussion über Philologie im neuen Europa

Philologen wie Humboldt oder die Grimms waren immer etwas mehr als bloß Diener des Wortes, stets ging von ihrer Arbeit ein Impuls für die Gesamtkultur, ja für die Nationen aus. Wird es im neuen Europa ähnlich sein?

Schon lange habe er sich nicht so sehr auf einen Termin gefreut wie diesen. Der EU-Kommissar Leonard Orban, zuständig für Sprachenvielfalt, steht an der Bar des Osnabrücker Restaurants La Vie. Der elegante Rumäne ist groß gewachsen, wirkt aber leicht gebeugt, als laste etwas auf ihm. Ist es die Last der Sprachen? Immerhin gibt es in der Union mittlerweile dreiundzwanzig offizielle Sprachen und vierundsechzig inoffizielle, die Dialekte nicht eingerechnet.

Anders als in der Währungspolitik hat sich die Europäische Union in Fragen der Sprache Vielfalt verschrieben. In Orbans Ressort geht es ebenso um Erhalt und Pflege der einzelnen Sprachen und der mit diesen verbundenen Kulturen wie auch darum, Durchlässigkeit und Austausch zwischen den Nationen zu gewährleisten, um am Ende, bei aller politischen Einigkeit, turmähnliche Zustände wie die von Babel zu verhindern. Seinen Antrittsbesuch in Deutschland beendete der Kommissar nun also in Osnabrück. Als Konversationssprache im Lokal einigt man sich schnell auf Französisch. Mit dabei sind der rumänische Botschafter in Wien, Andrei Corbea-Hoisie, der französische Philosoph Denis Thouard (Lille/München), die Vizepräsidentin der Osnabrücker Universität, Beate Schücking, und der Literaturwissenschaftler Christoph König.

Trifft hier Provinz auf Europa? Universität auf Politik? Philosophie auf Philologie? All das - und noch viel mehr: Der kleine Kreis vom Stehempfang war nur das Begrüßungskomitee einer international besetzten Konferenz, die, auf Einladung von Christoph König, vergangene Woche für dreieinhalb Tage über das "Potential europäischer Philologien" diskutierte. Kollegen aus einundzwanzig Fächern waren gekommen, um sich über ihre verschiedenen, aber auch, wie sich dann zeigte, ähnlichen Ideen zur Philologie auszutauschen und sogar über eine politische Rolle ihrer Disziplinen nachzudenken. Eine Vermessung Europas der eigenen Art: von der Bulgaristik zur Baskologie, von der Skandinavistik zur Romanistik, von der Germanistik zur Keltologie.

Auch wenn sich kaum klären lässt, was überhaupt eine philologische Frage ist, so könnte man Philologie mit Hans Ulrich Gumbrecht (Stanford) als "Bewahrung und Aufarbeitung von Texten, tendenziell unter Ausschluss der Interpretation und Hermeneutik", als "textcuratorship", bezeichnen. Dass das Verwalten von Texten eine Fleißarbeit sei, auf die wenig Glanz fällt, dass sie ein Anhängsel der Literatur, kurz nutzlose Nützlichkeit sei, ist ein altes Vorurteil gegen die Philologie. Wie lebendig und politisch brisant diese sein kann, zeigte der Orientalist Kambiz Djalali (Paris)

am Beispiel des Wortes "Assassine". Das Wort, das bis heute im französischen oder englischen "assassin" für "Mörder" oder "Attentäter" weiterlebt, geht auf die Bezeichnung einer mittelalterlichen ismailitischen Sekte zurück, die mit Selbstmordattentaten von sich reden machte und auch in Marco Polos Reiseberichten Erwähnung findet. Erst der Arabist Antoine-Isaac Silvestre de Sacy brachte 1809 eine gewisse Klarheit in die Herkunft des Wortes. Er fand in Kreuzzugsquellen die drei Substantive "Assassini", "Assissini" und "Heyssissini", welche er auf die arabischen Nomen "haschischi" und "haschasch" zurückführen konnte, und ging davon aus, dass es sich dabei um ein von oben verordnetes Rauschmittel handelte, um die auserkorenen Selbstmordattentäter in den nötigen Todesrausch zu versetzen. In sich selbst erfüllender, fast beängstigender Prophezeiung scheint damit eine der weit zurückreichenden Wurzeln des heutigen islamistischen Terrors entdeckt.

Dass ein solches Kurzschließen jedoch mit Vorsicht zu genießen ist, zeigte Djalali, indem er zu bedenken gab, dass es sich bei der Drogenrausch-These eben nur um eine Erklärung handelt, welche abendländische Beobachter benötigten, um die Selbstmordattentate überhaupt verstehen zu können. Haschischkonsum der Assassinen sei bis heute nicht wirklich nachgewiesen.

Um nicht zu unterschätzende Meinungsverschiedenheiten ging es im Vortrag von Jürgen Trabant (Berlin). Er versuchte die ewigen Grabenkämpfe zwischen Literatur- und Sprachwissenschaften mit Hilfe von Wilhelm von Humboldts Sprachauffassung zu beenden. Während die Literaturwissenschaft sich mit geschriebenen, elaborierten, ja "Höhenkamm"-Sprachzeugnissen, der Literatur und Dichtung also, auseinandersetzte, trieben sich "richtige Linguisten heute nicht einmal mehr beim Volk, sondern bei den Primaten herum". Seit dem Urvater der Linguistik, dem Sanskrit-Forscher Franz Bopp, beschäftigt man sich mit Sprache um ihrer selbst willen, also etwa mit den Konjugationssystemen. Humboldt interessierte sich nicht für dieses "todte Machwerk"; sein Augenmerk galt der Distinktion, dem individuellen Charakter von Sprache, die ihr Potential im dichterischen Sprechen entfalte. Obwohl ihn also nur das "Höchste und Feinste" interessiert habe, fordere Humboldts Auffassung von Sprache zwingend eine Verbindung von Philologie und Linguistik.

Dass man sich zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach dem Vorbild Klopstocks und Herders dem eigenen Altertum, dem deutschen also, zuwandte und bedeutende Sprachdenkmäler wie die Volksliedsammlung "Des Knaben Wunderhorn" herausgab, kam aus einer Differenzierung anderer Art. Sie fiel in die Zeit des Untergangs des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation und führte zu einer Rückbesinnung.

Im Anschluss an den glänzenden Vortrag des Anglisten Richard Utz (Cedar Falls, Iowa) über den Konflikt zwischen Englischer Philologie und English Studies war man sich einig, Krieg zwar nicht als Vater aller Dinge, aber immerhin als "Potential von Dichtung" und damit auch von Philologie zu betrachten. Das letzte deutsche Beispiel dieser Art war die Kanonisierung der Blut-und-Boden-Literatur im Nationalsozialismus. Dann folgten die nach Regimewechseln allfälligen Umbenennungen,

aus der philologischen Zeitschrift "Euphorion" etwa wurde 1934 "Dichtung und Volkstum", und die wissenschaftliche Reputation war fürs Erste ruiniert.

Grundlage von Völkerverständigung ist Sprachkenntnis. "Muttersprache plus 2" heißt dafür die Formel aus Brüssel. Aber was ist gewonnen, wenn man nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Griechisch oder Französisch ein Bier bestellen kann? Der Euro hat's gezeigt: Währungen kann man vereinheitlichen, Gesetze zum Teil auch - aber die Sprache? Das könne und werde nicht Ziel in Europa sein, da es gerade in der Vielfalt ihre Stärken habe, betonte Leonard Orban. Bei ihm laufen in Brüssel die Sprachfäden zusammen. Dass er sich nicht auf reine Sprachpolitik beschränkt, sondern zu Beginn seiner Amtszeit den Austausch mit den Philologien sucht, zeigt, dass er sich nicht nur der Relevanz von Mehrsprachigkeit, sondern auch der "Macht der Philologie", von der Gumbrecht einmal schrieb, bewusst ist.

Worin besteht diese Macht? Hans-Georg Dehrmann (Osnabrück) wies am Beispiel der Brüder Grimm auf Philologen hin, die durch die Auswahl der zu edierenden Texte eine Macht gewinnen, die über die der Autoren rezeptionssteuernd hinausgeht. Dass dieser Einwand durchaus auch eine praktische Berechtigung hat, zeigt sich schon bei der elektronischen Literaturrecherche in den Beständen einer Universitätsbibliothek: Sucht man etwa nach dem Gesamtwerk des jüngeren Schlegel, dann kommt man zu einem Ergebnis, indem man "Friedrich Schlegel" eingibt, aber ebenso auch, wenn man den Namen seines Herausgebers Ernst Behler sucht.

Ein Beispiel für die Notwendigkeit der Philologie brachte Christian Benne (Odense), der über das Erbe des außerhalb von Skandinavien eher unbekanntem Literaten Georg Brandes sprach und darauf hinwies, dass es in Deutschland, auf das Brandes bedeutend wirkte, noch nicht einmal eine Werkausgabe gibt. Ohne Brandes, der eine kaum zu überschätzende Bedeutung für Hofmannsthal, Schnitzler und Thomas Mann hatte, der die skandinavische Literatur (von Strindberg über Ibsen und Jens Peter Jacobsen) in Mitteleuropa einführte und Nietzsche entdeckte, hätte, so Benne, die europäische Literatur eine andere Entwicklung genommen. Man möchte ihm eine verantwortliche Edition wünschen.

Dass es Kritische Ausgaben, die auch den Entstehungsprozess von literarischen Werken abbilden, schon in vormodernen Zeiten gab, dass aber die Autographenphilologie überall auf ähnliche Vorbehalte stößt, zeigte der hellsichtige Vortrag des Italianisten Luca Zuliani (Padua), der von einer umstrittenen Ausgabe von Petrarca's "Canzoniere" durch Federico Ubaldini aus dem Jahr 1642 berichtete. Ubaldini wurde ein Rachezug an Petrarca unterstellt - wegen der Scheußlichkeit seiner Edition. Eine Autographenedition mit faksimilierten Handschriften ist zwar, so Wolfram Groddeck (Zürich), rein wissenschaftlich von Wert und möglicherweise durch ihre Anschaulichkeit für den Laien auch leichter lesbar. Vom Aufwand her sei sie jedoch kaum zu rechtfertigen, so Jürgen Trabant; sie könnte genauso gut im Internet veröffentlicht werden. Groddeck führte das an Nietzsche bereits erfolgreich erprobte Modell der Studienausgabe ins Feld, die in enger Nachbarschaft zur Historisch-Kritischen Gesamtausgabe entstanden ist.

Dass die reine Kenntnis einer Sprache zwar notwendige, aber keineswegs hinreichende Voraussetzung eines gelingenden Austauschs ist, wusste schon Karl Kraus: "Beherrschen kann man viele Sprachen, dienen nur einer." Um diese Lücke zwischen den Sprachen wenigstens annähernd zu füllen, gibt es in Brüssel die allgegenwärtigen Übersetzungsdienste, an denen inzwischen Mangel besteht. Die Anforderungen an die Dolmetscher und Übersetzer sind seit dem Beitritt Bulgariens, wo das kyrillische Alphabet gilt, nicht geringer geworden. So stand auch Leonard Orban vor Amtsantritt dem Europäischen Parlament auf Rumänisch Rede und Antwort - drei Stunden auf Englisch oder Französisch wären nicht denkbar in diesen diffizilen Angelegenheiten. Die Muttersprache hat eben doch das letzte Wort. FRIEDERIKE REENTS